Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 3

Artikel: Heimkehr

Autor: Jegerlehner, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633144

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 20. Januar

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Ewigkeit.

Aus dem ungedruckten Zyklus „Seelchen“ von **Georg Küeffer.**

Einmal hüpft' ein Seelchen aus der Zeit
In die ewige Unendlichkeit,
Jauchzte dreimal fröhlich, schwang den Hut,
Atmet' kräftig, lacht' und strotzt' vor Mut.

Flink lief es ein Stücklein Ewigkeit,
Hei, wie war die schön und hehr und weit!
Doch 's ging eine Himmelsweite kaum,
Da dacht' plötzlich es an Zeit und Raum —

Und es spähte scharf, ob's keinen Rand
Oder irgend eine Grenze fand,
Blieb dann steh'n und schrie hinaus ins All,
Lauschte scheu — es schwieg der Widerhall.

Laut fing 's an zu pochen in der Brust,
Und die Angst erwürgte jäh die Lust.
Tränen quollen perlend auf die Wang':
Ganz unsterblich — währt das nicht zu lang?

Kam dann auf die Erd ein junger Tag —
Ach, das Seelchen still versargt schon lag,
War erstickt am Ewigkeitsgefühl;
Für ein kleines Herz war es zu viel.

Heimkehr.*)

Erzählung von J. Jegerlehner.

1.

Tief in der Felsenspalte rauscht und sprudelt das Bergwasser. Es hat sich im Laufe der Jahre in den Fels gefressen und das Bett erweitert, während oben die beiden Kanten kaum den Himmel durchblicken lassen, so nahe stehen sie zusammen. Eine schmale eiserne Brücke, die in neuerer Zeit an Stelle der alten Zugbrücke geschlagen wurde, überspannt die Schlucht, denn unweit davon liegt im Grün der Weingärten ein altes Marktstädtchen mit Burgen und Ringmauern, die noch fast so gut erhalten sind wie zur Zeit, als sie zu Wehr und Trotz errichtet wurden.

Ueber das Mäuerchen der Brücke gebeugt stand Franz Escher und schaute dem Spiel der Wasser zu in der Schlucht. Er war in dunklen Samt gekleidet und hielt mit der Rechten den breitkrempigen Hut fest, damit er nicht auf Nimmerwiedersehen hinunterfliege. Dann hob er den Kopf und sah in die Höhe. Hoch über der Schlucht lag, auf engem Raume zusammengedrängt, das Dörfchen Binegg im Glanz der Abendsonne. Ueber die weiße Kirche daneben schlugen schon die Schatten, aber auf den Schneeflecken über dem Grün der Alpweiden lag noch der Schein der sinkenden Sonne. Es war das letzte Glühen vor dem Erlöschen, nur noch ein gedämpftes Blinken, ein „seht noch schnell hin, dann bin ich weg!“ Zwei Fenster einer Hütte aber warfen so stechende Blitze, daß sie das Auge blendeten.

Ein Mädchen und ein Bub, die einige Heimkühe dem Städtchen zutrieben, stießen sich an: „Du — ein Italiener! Schau das Gesicht und die weiten Samthosen!“ Das Antlitz des Fremden, das ein schwarzer, grau angetönter Bart umrahmte, war dunkelbraun wie das der Südländer, die an dem Wasserwerk arbeiteten. Wenn er vor dem Einnachten oben in Binegg sein wollte, so mußte er sich auf den Weg machen. Er ergriff das von Glanzleder umschlagene Bündel auf dem steinernen Geländer, folgte den glockenden Kühen und gelangte bald in den Flecken, durch den er gemächlich dahinwanderte.

*) Aus „An den Gletscherbächen“. Erzählungen von J. Jegerlehner. Verlag von A. Francke, Bern.

Immer noch wie vor einem Vierteljahrhundert, dachte er, als er an den Läden und Wirtschaften vorüberging. Im Löwen noch das alte Schild mit der gelben Katze, die so gemütlich die Zunge herausstreckt — auf dem Kirchturm der schiefgedrückte Gockel. Ab und zu, wenn er eine Aufschrift las oder einen Mann unter der Tür stehen sah, nickte er mit dem Kopf, wie wenn er sagen wollte: „der ist auch noch da — alles gleich wie damals!"

Er bog von der Straße ab und schlug den Fußweg ein, der durch wildes Gestrüppe sich hangauf schlängelte. Er eilte nicht sehr, denn er mußte sein Herz schonen. Zudem war der Weg sehr stotzig und das Steigen kam ihn bald sauer an. Eine Frau, die mit einer Hutte voll Gras ihre Kuh auftrieb, ließ er achtlos vorüberziehen; erst als sie ihn grüßte, drehte er den Kopf. Sie trug einen grauen, aufgesteckten Rock und ein braunes Tuch über den Kopf, sodaß er nur das schmale, saubere Gesicht erblickte. Das war eine aus dem Dörfchen und er besann sich, wer es wohl sein könnte; denn wenn er sie auch nur flüchtig angeschaut hatte, so kam sie ihm doch bekannt vor. Er beschleunigte die Schritte, um sie einzuholen, aber sie stieg ihm zu rasch, sodaß er das Tempo bald wieder mäßigte. Er blieb immer mehr zurück und zuletzt verhallten die Töne der wandernden Kuh im Strauchwerk.

Die Sonne war eben niedergegangen, als er in Binegg anlangte. Vor dem ersten Haus blieb er stehen. „Herrgott! Jetzt hab ich's!" sagte er vor sich hin. „Das war die Viktorine, die ich einst — ob sie noch in dem Häuschen da wohnt?" Es war ein einstöckiger Holzbau auf steinernem Fundament mit herunterhängenden Läden. Einer derselben war losgerissen und wurde nur noch von einem Nagel festgehalten. Neben der Kellertür stieg aus dem Wust von Brennesseln und Glockenblumen der Stamm eines alten Rebstockes, der sich bald in zwei Aeste teilte, die zu den hoch über dem Boden liegenden Fenstern emporkletterten und die Mauer mit grünem Laub verkleideten. Einer der Aeste rankte sich noch höher hinauf und umschloß das Giebelfenster mit einem dichten Laubkranz. Wenn die Viktorine dort herausschaute und den Kopf über das Gesimse bog, streichelten die Blätter ihr die Wangen. Ihm schien, das Mädchen sollte jetzt wieder wie damals in dem grünen Laubgewinde stehen. — Sie war ihm eine Weile gut gewesen, dann hatte sie einen andern geheiratet und eine Spanne Zeit war seither verstrichen — fünfundzwanzig Jahre — und ihm waren die grauen Haare gewachsen. Er war nach Argentiuien ausgewandert und hatte dort einen Hausstand gegründet. Fünf Kinder hatte ihm die Frau geboren, dann war sie gestorben. Die Kinder waren mutterlos aufgewachsen und jetzt zum Teil auch schon verheiratet. Sie malten sich ihre Heimat nur nach den Worten und Erzählungen ihres Vaters aus und kannten weder Heimat noch Bergessehnsucht. Der Vater aber, der spürte mit der zunehmenden Einsamkeit einen Druck auf dem Herzen, der von Jahr zu Jahr sich steigerte, je älter er wurde. Und als in sein Haus eine verzehrende Stille getreten war, da faßte er den Entschluß, zurückzukehren in sein Alpdorf, zu dem grünen Tannwald und der Bergesfrische, Heimatluft zu atmen und wieder einmal Aug in Auge sich gegenüberzustehen mit den alten leuchtenden Schneebergen. Die weißen Gipfel mit den schäumenden Bächlein, die hatte er drüben am meisten vermißt. Bis zum Herbst wollte er in seiner alten Heimat weilen und dann wieder umkehren in die Fremde nach Amerika.

Nun stand er vor dem Häuschen der Viktorine. Ob sie wohl noch darin hauste? Er konnte ja eintreten und nach ihr fragen. Als er auf der Hinterseite des Hauses anklopfte, erschien eine jüngere Frau, die ein Kind an der Hand führte. „Nach der Viktorine möchte ich fragen, wo sie wohnt", sagte er mit wackliger Stimme und spähte an ihr vorüber in die Küche.

„Die Viktorine? Die Frau Ambord?"

„Die Frau mit dem schmalen, feinen Gesicht, die soeben mit einer Kuh hier durchgekommen sein muß".

„Ja, die Viktorine Ambord. Sie wohnt oben im Dorf, grad neben der Post".

Er schwankte, unschlüssig, ob er noch mehr fragen solle, wie es ihr gehe, wie viele Kinder sie habe; aber was ging ihn die Viktorine noch an? Sie hatte ihn abgewiesen, als er um sie warb und jetzt war sie die Frau Ambord. Nichts ging sie ihn an.

Er dankte für die Auskunft und ging die Straße entlang weiter. Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit und doch, wie war hier noch alles im alten geblieben! Als er einer Pfütze auswich, wußte er, daß bei der Post wieder so ein Tümpel im Wege liegen würde und richtig, da war er auch. Ihm schien es nicht so lange her seit seinem letzten Gang durch das Dorf. Die Leute, die ihm begegneten, achteten seiner kaum. Sie hielten ihn für einen Italiener, der hergereist war, um an dem Tunnel zu schaffen. Oben im Wald wurde ein Stollen durch den Berg getrieben, an dem sechs Italiener beschäftigt waren und die stiegen ab und zu ins Dorf hinab oder noch weiter hinunter ins Städtchen, um Proviant zu holen oder der Messe beizuwohnen.

Bei der Wirtschaft bog er ein und fragte um Unterkunft. Die Wirtin rief das Mädchen, das zwei Treppen voranging und ihn in ein schmales, weißgestrichenes Zimmer führte. „Es hat viele Wochen niemand darin geschlafen, bemerkte das Jüngferchen, das kaum der Schule entwachsen sein mochte. „Wenn der Inschenör kommt für den Kanal, so logiert er immer hier und einmal hat der Bischof da drin geschlafen, als er zu uns kam, um zu firmen. Dann soll ich fragen, ob Ihr etwas essen wollt. Wenn Ihr Milch begehrt oder Minestra, so könnt Ihr beides haben".

„So gebt mir beides!" versetzte er. „Ich bin hungrig. Wenn ich das Bündel ausgepackt habe, so komme ich hinunter in die Gaststube".

Das Mädchen blieb stehen, strich die glänzenden, hellblonden Haare aus den Schläfen und schaute ihm neugierig zu. „Jetzt macht es nicht schön oben im Berg", sagte es. „Es fließt viel Wasser aus dem Stollen und da haben sie Bretter legen müssen".

„In welchem Berg?" fragte er und drehte sich gegen das Mädchen, das ihm nicht übel gewachsen schien, denn seine Augen blieben mit steigendem Wohlgefallen an der schlanken Gestalt und dem schönen Gesicht haften".

„Ei, in der Wasserleite!"

„Baut Ihr eine neue Wasserleitung?"

„Schon seit acht Jahren bohrt man an dem Loch. Der alte Kanal, die Niwa, ja, die ist schon sehr alt und da muß

man jedes Jahr ausbessern und einen Wächter anstellen und das kostet viel Geld und dann haben wir doch zu wenig Wasser. Aber ich glaubte, Ihr seid gekommen, um an dem Tunnel zu schaffen?"

Der Fremde lachte. „Ich bin kein Italiener, wenn ich schon wie ein Kalabrese aussehe. Ich bin — ich komme aus Amerika".

Das Mädchen riß die blauen Augen auf und schlug die Hände zusammen. „Ist's möglich? Aus Amerika? Eine so weite Reise habt Ihr jetzt gemacht?"

„Drei Wochen bin ich auf dem Schiff gefahren und habe einen großen Sturm erlebt, dann zwei Tage auf der Eisenbahn — da den Berg herauf bin ich freilich zu Fuß".

„Da werdet Ihr müde sein. Ich will Euch ein andres Kopfkissen bringen; das da ist zu hart" und es zog das flachgedrückte Spreukissen weg.

„Ja, ich will bald zu Bette gehen", brummte der Amerikaner und kramte wieder an seinen Sachen.

„O, hier weht eine reiche Luft", schwatzte das Mädchen weiter, „die wird Euch gut tun".

„Die Luft ist hier reich und gesund", wiederholte er. „Ja, ja, das ist sie, sie erfrischt das Herz". „Regine!" scholl es spitz und laut von unten herauf. Das Mädchen drehte sich so flink um, daß der aufgebundene Zopf in den Nacken rutschte, warf noch einen scheuen, staunenden Blick auf den Mann, der nun aufgerichtet dastand, über mittelgroß und kräftig gebaut und murmelte halblaut, mit Verwunderung und großem Respekt: „Aus Amerika!" Dann verschwand die Jungfer, die Tür offen lassend, auf der Treppe.

2.

Franz Escher fühlte sich in Vinegg bald wieder zu Hause. Das Dorf hatte noch ganz denselben Anstrich wie früher: braune Hütten zu beiden Seiten der Gasse und zwei freie Plätze, die bei Feuerausbruch ein Uebergreifen der Flammen von einem Viertel zum andern verhüten sollten. Ein neues Haus war im Bau begriffen und ein morsch gewordener Speicher durch einen neuen ersetzt worden. Von seinen alten Bekannten waren einige ausgewandert, andere lagen unter der Erde. Seine Jugendgefährten von ehemals waren fast alle verheiratet, Väter von großen Familien, einige saßen im Rat. Er mußte ihnen erzählen von seinem Hausstand in Santa Fé, von dem Klima, der Bauart der Häuser und von den Viehpreisen. Als er ihnen sagte, in Amerika sei jetzt Winter, machten viele ein erstauntes Gesicht.

„Jawohl", versicherte er, „wenn ich im Herbst wieder zurückfahre, geht es abermals dem Sommer entgegen".

„Und wir haben noch fast keinen Sommer gehabt dieses Jahr", klagten die Bauern. „Acht Monate Winter und vier leide Monate, das ist unser Klima. Darum steht das Gras so schlecht; aber morgen beginnen wir doch mit dem Heuen. Du kannst uns helfen, Franz".

Aber er schüttelte den Kopf. „Ich möchte mich hier ausruhen. Wenn man die Fünfzig überschritten hat, ist man nicht mehr so schußlig. Drüben, da gerät man von einer Arbeit in die andere".

„Wie hier", bemerkte der Schuster Felix. „Was du dort gefunden hast, hättest du hier auch haben können".

„Ja, wenn ich nochmals anfangen müßte", sagte Franz, „ich würde mich anders besinnen". (Fortsetzung folgt.)

Der Bachalpsee im Winter.

Von Gottfried Beck.

Auf Bachalp.

Hoch oben am Weg von Grindelwald zum Faulhorn liegt in einer Nische des Berghangs ein kleiner, stiller See, der Bachalpsee.

Wie ein Kleinod, das von dem Geschmeide des entflohenen Sommers sich gelöst und hier gefangen hat, leuchtet er in seiner novemberfahlen Umgebung, den blauen Himmel und die weißen Firne der talüber gelegenen Hochberge widerspiegelnd.

Kein Laut durchdringt das Bergschweigen. Verödet ist der Touristenpfad, der an dem linken Seeufer vorbeizieht. Die Alpweiden, die hier an den See stoßen, sind still geworden; Sennenjauchzen und Herdengeläut sind verklungen. Verschwunden ist die lustige Murmeltierkolonie, die sonst die vom See bergwärts ansteigende Trümmerhalde belebte.

Kein Laut! Wie ein Alp drückt das lähmende Schweigen auf dem See, dessen Oberfläche nicht die leiseste Bewegung verrät. Ein eigentümliches Glänzen geht von ihm aus.

Da ertönt vom rechten Ufer, das in hoher, stufiger Wand aus dem See sich erhebt, ein schriller Pfiff. Den schmalen Fluhbändern entlang springt ein Rudel fliehender Gemsen dem Bergkamm zu. Steine lösen sich unter dem flüchtigen Huf der verfolgten Grattiere, erreichen mit kurzem dumpfem Schlag den Seespiegel und gleiten darüber hinweg, ohne einzutauchen.

Inzwischen ist ein scharfer Knall erfolgt; die stattlichste Gemse hat sich im Lauf überschlagen und kollert über die prallen Fluhabsätze bis auf den See, wo sie auf der Oberfläche liegen bleibt. Im gleichen Augenblick kracht es vom See her, ähnlich wie auf einem Gletscher, wenn in die bewegten Eismassen Spalten sich reißen.

Auf dem Grat hat sich der Schütze erhoben, scharf nach dem stürzenden Tier äugend. Jetzt hängt er mit schneller Bewegung sein Gewehr um und steigt kundigen Fußes auf kurzem Umweg herunter, um seine Beute auf dem fest zugefrorenen See zu holen.

* * *

Ehemals, wenn der Winter spät einschneite, war es einigen Eingeweihten bekannt, daß der Bachalpsee die früheste und schönste Eisbahn bildete, die man haben wollte. Von einem solchen Zustand des Sees brachte uns vor Jahren der Wildschütz Bodmer Hans an einem der ersten Tage des Novembers Kunde; am nächsten Morgen waren wir unterwegs nach dem viertehalb Stunden entfernten See.